

italischen Namen verhältnismäßig weit seltener sind als an Mosel, Saar und Sauer oder an den Heerstraßen nach Reims und Metz sowie nach Tholey/Wareswald. Dann sind keltische Namen im Verhältnis weniger häufig am Oberlauf der Mosel und am Unterlauf von Saar und Sauer, während die „undurchsichtigen“ Namen besonders häufig feststellbar sind für verkehrsferne Gegenden. Und im Verhältnis zu keltischen Namen sind die (noch der Aufhellung harrenden) „undurchsichtigen“ Namen auffallend häufiger in Gegenden, für die ein stärkerer römischer Einfluß in den Personennamen nachweisbar ist, „als ob diese Namensschicht (der keltischen Namen) stärker von der Romanisierung betroffen wäre als die Gruppe der undurchsichtigen Namen“. Endlich finden sich undurchsichtige Namen, die nur im Treverergebiet nachweisbar sind, verhältnismäßig am häufigsten im einstmals als „Ardennen-Wald“ bezeichneten Gebiet, nämlich in der Eifel bis zur Sauer und um Arlon, seltener an der Mosel.

Was uns Weisgerber in der hier besprochenen Untersuchung bietet, ist ein, wenn auch vielleicht verbesserungsbedürftiger, jedenfalls aber vielsagender und vielversprechender Anfang. Daß die Untersuchung nur einen Anfang darstelle, betont der Verfasser ja selbst oft genug¹³. Denn um eine für Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande tragfähige Unterlage zu schaffen und die Frage der Zuordnung der noch dunklen Namen zu einer bestimmten Sprache und damit zu einem bestimmten Volkstum zu entscheiden, ist es notwendig, nach den Namen der Civitas Treverorum auch die der anstoßenden Gebiete mit der gleichen Gründlichkeit zu untersuchen, also das Namenmaterial von Obergermanien¹⁴ und Untergermanien und ebenso der Mediomatriker, deren Gebiet ja in die heutigen Rheinlande hinein sich erstreckt hat (Saarbrücken, Ottweiler). Auch genügt die Untersuchung der Personennamen allein nicht. Denn in Betracht kommen auch die Ortsnamen (W. S. 357) und ebenso die Götternamen, die ja vielfach örtliche Namen sind¹⁵.

Daß die vom Verfasser (S. 296) beklagten Hemmungen inzwischen beseitigt sind und daß er die für unsere Urgeschichte wichtigen und wertvollen Untersuchungen fortsetzen kann und zum glücklichen Abschluß bringen wird, hoffen und erwarten wir.

J. B. Keune.

Arnold Schober, Die Römerzeit in Österreich, an den Bau- und Kunstdenkmalern dargestellt. Baden bei Wien: M. Rohrer o. J. (1935). 109 S., 76 Abb. auf Tafeln, 4^o. Brosch. 7,— RM., geb. 8,— RM.

Es ist eine dankenswerte Gabe, die A. Schober mit diesem Büchlein darbietet, in dem nun nach den entsprechenden Werken über die Pfalz, Württemberg und Bayern von der Nordwestgrenze des Römerreiches ein nicht unwichtiges Gebiet von der Nordostgrenze dargestellt wird, und zwar ein solches, das schon in vieler Hinsicht gut bearbeitet und erforscht ist. Das Buch (109 Seiten mit 15 Abbildungen im Text und weiteren 75 auf angehängten Tafeln) ist freilich heute nur klein. Was für einen Umfang und Bedeutung hätte es bekommen müssen, wenn es, vor 1918 erschienen, die Ergebnisse der von Wien über das ganze damalige Kaiserreich Österreich ausgehenden, vorbildlichen Forschungsarbeit darzustellen gehabt hätte! Was jetzt durch das Gebiet des heutigen Bundesstaates Österreich zusammengefaßt wird, ist davon eben doch nur ein Torso. Nun fehlt dem Buche leider auch noch die ganz unentbehrliche Karte, die doch unschwer anzufertigen gewesen wäre. Sie ist hier doppelt nötig, denn die Begrenzung des heutigen Österreich ist noch kein selbstverständlicher Bestandteil des allgemeinen Wissens. Wenn man sich nun notgedrungen selbst eine Karte herstellt,

¹³ Vgl. S. 295. 355. 357. 358. 359.

¹⁴ Das vor Abtrennung einer Militärgrenze zum Land der Treverer gehörige Gebiet bis zum Rhein hat Weisgerber schon in seine Untersuchung einbezogen (S. 346).

¹⁵ Vgl. Religion in den Mosellanden, S. 5f. = S. 373f.; auch Germania 8, 1924, S. 78.

sieht man, daß es sich jetzt in der Hauptsache nur noch um das Königreich Noricum, das erst so auffallend spät Provinz wurde, handelt. Von dem kleinen Stück Rätien, das das deutsche Tirol darstellt, kommen nur die Orte Brigantium-Bregenz und Veldidena bei Innsbruck in Betracht und von Pannonien eigentlich nur die Fortsetzung des Donaulimes von der norischen bis zur heutigen ungarischen Grenze. Wenn man das kleine Stück Bayern mit Bedaium am Chiemsee und einen schmalen Streifen von Jugoslawien an der Südgrenze mit Celeia-Cilli mit hinzunahm, hätte das Buch gegenüber der Zufälligkeit der modernen Begrenzung wenigstens mit dem vollständigen Noricum auch eine innere Einheit bekommen.

Das Buch ist zweckmäßig in elf Kapitel gegliedert. Es beginnt mit einem guten, knappen historischen Überblick. Die dabei geschilderten drei wichtigen von Italien zur Donau führenden Alpenstraßen würden auch durch eine Karte besser erfaßbar geworden sein. Im Kapitel „Festungsbau“ werden vor allem Carnuntum, Vindobona und Lauriacum, die drei wichtigsten Donaukastelle, vorgeführt. Die Bemerkung „Erdlager, deren Umfassung aus einem aufgeworfenen Erdwall . . . bestand“, ist mißverständlich. Als Lagerbefestigung gab es nur Erdmauern mit senkrechten Holzwänden, zwischen denen oder an denen die Erdmassen aufgeschichtet waren. Packend ist es auf Abb. 2 zu sehen, wie auch im Stadtbild der heutigen Großstadt Wien die Straßen „Graben“ und „tiefer Graben“ immer noch die Erinnerung an die S- und W-Begrenzung des Römerkastells Vindobona festhalten.

Es folgen die Stadtanlagen (Kap. 3), a) Lagerstädte und b) neu gegründete Bürgerstädte. Die Lagerstadt von Carnuntum beim heutigen Petronell ist gelegentlich schon etwas untersucht. Die mächtige Ruine des „Heidentors“ möchten wir nach seiner Form doch für einen Grabbau halten, wozu auch die Lage weit außerhalb der Siedlung am besten paßt. Von der größten Bürgerstadt in Noricum, Virunum, auf dem Zollfelde bei Klagenfurt sind wenigstens einige Bauinseln schon aufgedeckt, so das Forum, ein Tempelbezirk und eine große Thermenanlage, größere Partien von Flavia Solva bei Leibniz in Steiermark (Abb. 5). Besonders interessant scheint der Stadtplan von Brigantium (Abb. 6), der leider in so kleinem Maßstab wiedergegeben ist, daß die mehrfachen Verweise auf ihn unbenutzbar bleiben. Teurnia bei Spittal ist nach seiner Lage und nach der Anordnung seiner Bauten ersichtlich die Fortsetzung einer vorgeschichtlichen Bergfeste.

Das 4. Kapitel „Tempel und Heiligtümer“ bringt keinen einheimischen Tempelgrundriß, die aber auch dort nicht fehlen, nur ist in diesem Italien so nahe liegenden und eng verbundenen Gebiet das römische Element wie überall, so auch in Kult und Kultbauten ersichtlich stärker, als wir es in Gallien und Germanien beobachten. Hier durfte aber das bisher größte archäologische Erlebnis auf österreichischem Boden, die schon 1502 erfolgte Auffindung der lebensgroßen Erzstatue vom Helenenberg in Kärnten, wesentlich stärker in den Vordergrund gestellt werden, als es mit dem kleinen Bildchen 41 (dazu S. 49 u. 88) geschehen ist. Es ist jetzt über 40 Jahre her, seit R. v. Schneider in seiner entzückenden Festschrift zur Wiener Philologenversammlung von 1893 das Werk zum erstenmal ins rechte Licht gerückt hatte. Aber es bleibt doch immer eins der fabelhaftesten Ereignisse für die heimatliche Bodenforschung, daß ein solches Kunstwerk doch wohl erst römischer Zeit als Kultbild des einheimischen Mars Verwendung gefunden hat und daß dann etwas so Singuläres in glänzender Erhaltung zu Beginn der Humanistenzeit in einer deutschen Landschaft ans Licht tritt, um da die Arbeit der modernen Archäologie zu inaugurierten! Außer diesem wundervollen Stück sähe man aus sachlichen Gründen hier auch gern die Statue aus Virunum, die R. Egger einleuchtend als die norische Landesgöttin Isis-Noreia deutet. Über den vergleichsweise herangezogenen Trierer Tempelbezirk sei

bemerkt, daß inzwischen hier nicht nur 13 Kapellen, sondern schon etwa 75 Kultbauten festgestellt sind (vgl. TrZs. 6, 1931, 173).

Von öffentlichen Gebäuden (Kap. 5) werden Thermen in Teurnia, Lauriacum und Virunum besprochen, letztere wichtig durch den Skulpturenschmuck, von dem in ihnen sich ein größerer Bestand erhalten hat (vgl. dazu S. 88). Auffallend ist, daß in jenem Gebiet anscheinend noch keine römischen Thermalbäder festgestellt sind, die in ihrer Anlage und Verteilung der Bassins sich grundsätzlich von den gewöhnlichen Thermenbauten unterscheiden. Amphitheater kennt man in Carnuntum und Flavia Solva. In dem S. 65 erwähnten „Bassin“ in der Mitte der Arena von Carnuntum ist wohl eher ein Arenakeller von bescheidenen Dimensionen zu vermuten. Zu dem Abschnitt „Wohnhäuser und Gutshöfe“ möchte man wünschen, daß es auch im Osten bald einmal glücken möchte, unter dem römischen Steinbau eine ältere einheimische Holzbauperiode zu ermitteln, wie es Oelmann in Mayen so ausgezeichnet gelungen ist (BJb. 133, 1928, 51 ff.).

Das 7. Kapitel „Grabdenkmäler“ konnte naturgemäß etwas reicher mit Abbildungen von Grabsteinen und Grabmälern (Nr. 18–30. 42. 49–54) ausgestattet werden; geschlossene Grabinhalte, die zusammen gefundenen Beigaben einzelner Gräber, die als Vergleich zum Westen sehr interessieren würden, scheinen unter dem zur Verfügung stehenden Abbildungsmaterial leider ganz zu fehlen. Interessant ist, daß größere Tumuli mit Dromos und gemauerter Kammer, wie sie im Treverergebiet mehrfach beobachtet sind, auch im Wiener Wald vorkommen. In diesen Hügelgräbern trifft der einheimische Brauch mit dem römischen zusammen. Der Grabstein des Schmiedes Namonius Mussa mit Hammer und Zange (Abb. 23) wird wiedergegeben ohne ein Wort über die norische Eisenindustrie. Beachtenswert ist die große Rolle, die das einheimische Element in der Frauentracht auf diesen Grabsteinen spielt.

Im Kapitel 8 „Wandmalerei und Mosaiken“ wird auch plastischer Wandschmuck aus Stuck angeführt (Abb. 33), auf den bisher selten geachtet ist, eine Parallele zu unseren Funden aus einer römischen Villa bei Schwirzheim (vgl. Steiner, TrZs. 5, 1930, 96 Abb. 2 u. 3). Bei den Mosaiken aus Salzburg sähe man gern eine Abbildung des schönen Theseus- und Minotaurusbodens, wohl des besten Mosaiks aus österreichischem Boden. Die Datierung des Mosaiks aus Virunum (S. 83 Abb. 34) in die Zeit von 100–150 n. Chr. dürfte zu früh angesetzt sein. Das fortlaufende Flechtband in einem solchen Emblemata-Boden gehört bestimmt nicht früher als in die zweite Hälfte des Jahrhunderts (vgl. AA. 1933 Sp. 656 ff.).

Die beiden letzten Kapitel „Bildhauerei“ und „Kunsth Handwerk“, dazu die Schlußbemerkung verdienen die meiste Beachtung, da sich Schober darin mit dem Einfluß des Einheimischen auf das Römische, also mit der zur Zeit brennendsten Frage, auseinandersetzt in einer Weise, der im allgemeinen sicher zuzustimmen ist. Die Schlußbemerkung gibt eine gute, überzeugende Zusammenfassung. Wenn der Verfasser hier in kürzerer Form die Resultate seiner ausführlicheren Darstellung, die er in den ÖJh. 26, 1930, 9 ff. vorgelegt hatte, bringt, ohne auf diesen wertvollen Aufsatz zu verweisen, so richtet sich sein Grundsatz, keine Literatur anzuführen, einmal gegen ihn selber. Aber warum wird eigentlich den Fachgenossen jede Nachprüfung und Weiterarbeit durch dieses Unterdrücken aller Anmerkungen so unnötig erschwert? Stähelin hat in seinem entsprechenden Werk (Die Schweiz in römischer Zeit, Vorwort S. VII) sehr mit Recht protestiert gegen „die heutzutage nur allzu verbreitete Ästhetenmode, die auf Anmerkungen entweder überhaupt verzichtet oder in unpraktischer Weise ihnen höchstens ein Aschenbrödelplätzchen hinter dem Text gönnt“. Schober bringt am Schluß allerdings etwas Literatur, d. h. nur Titel von Büchern und Aufsätzen, erschwert aber den Zugang dazu noch künstlich dadurch, daß er sie nach den antiken

Ortsnamen anordnet, als ob jemand außer den engsten Spezialisten diese lateinischen Namen kleinster Limeskastelle so geläufig wären, daß er sich danach rasch die Literatur aufsuchen könnte. Und hier ist ebenso wie bei dem Verzeichnis der Abbildungen ängstlich vermieden, die Seitenzahlen der Zitate anzugeben, als ob es unpassend wäre, den Fachgenossen die Weiterarbeit etwas zu erleichtern.

Vielleicht ist dieses wenig praktische Verfahren schuld daran, daß eine der wichtigsten antiken Ortschaften, nämlich Noreia, mit der zugehörigen Literatur überhaupt nicht angeführt ist. Ob W. Schmid-Graz, der diese schon in der Vorgeschichte berühmte Stadt, die aber auch noch auf der Peutingerschen Tafel erscheint, zwischen Mühlen und Silberberg auf dem Hörfelde bei St. Margareten ansetzt, das Richtige getroffen hat, wagen wir nicht zu entscheiden. Aber der Weg, den er zu dieser Feststellung beschritten hat, ist sicher der richtige, indem er nämlich ausgeht von der norischen Eisenindustrie, die in jener Gegend ihren wichtigsten Mittelpunkt hat. Das norische Eisen, das in der Antike so berühmt war, daß es sogar in der schönen Literatur häufig, so bei Horaz mehrfach, bei Ovid, bei Martial und Petron, schließlich noch bei Rutilius Namatianus begegnet, war doch eben das Charakteristikum dieser Landschaft, das auch für seine ganze Geschichte und seine Stellung im römischen Reich zu allen Zeiten entscheidend gewesen ist. Auch der Dolichenuskult in Noricum und im angrenzenden Teil von Rätien, wo inschriftlich die Herkunft des Gottes aus einem Erzlande betont wird (*exorto, ubi ferrum nascitur*) bekommt hier seinen tieferen Sinn trotz Cumonts schwer verständlichem Widerspruch gegen diese Beziehung (Pauly-Wissowa, RE. unter Dolichenus).

Es ist eine unerklärliche Lücke, daß diese Industrie und ihre Zeugen, die auch aus römischer Zeit noch vorhanden sind und in ausgezeichneter Bearbeitung vorliegen (vgl. W. Schmid, Norisches Eisen, in: Beiträge z. Gesch. d. österr. Eisenwesens Abt. I, H. 2, 167 ff.), in dem Buche überhaupt nicht berücksichtigt werden. Vielleicht ist die Beschränkung der Darstellung auf die Bau- und Kunstdenkmäler, die der Verfasser auf dem Titel angibt, ohne sie durch ein Vorwort zu erläutern oder zu begründen, für ein Werk dieser Art eben doch nicht unbedingt zweckmäßig. Seine knapp zusammengefaßte Form ist unleugbar ein Vorzug, aber für eine zweite Auflage, die dem Buche bald zuteil werden möchte, sei die Beseitigung dieser Lücken dringend empfohlen.

E. Krüger.

J. Klemenc und **B. Saria**, Archaeologische Karte von Jugoslawien: Blatt Ptuj.

Karte und Textband. Beograd-Zagreb: Selbstverlag der Akademien der Wissenschaften 1936. VIII, 99 S., 4 Abb. im Text, Detailplan von Poetovio als Beilage. Balduin Saria [Professor an der Universität Laibach (Ljubljana)] befaßte sich schon 1925 mit der geplanten archäologischen Fundkarte von Slovenien (16. BerRGK. 116, in einer Übersicht über die vor- und frühgeschichtliche Forschung in Jugoslawien). 1931 sprach Saria in Stuttgart über die archäologischen Karten der 1919 in Paris begründeten Union Académique Internationale (PZ. 22, 227 f.), um dann 1933 in dem Laibacher Glasnik (13, 1932, 5 ff., mit kurzer Zusammenfassung in deutscher Sprache S. 15 f.) über neuere archäologische Karten zu handeln, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die geplante archäologische Karte von Jugoslawien, die, wie S. in Stuttgart bemerkte, als „richtige Siedlungskarte“ „von verschiedenen Seiten her in Angriff genommen war“; „mit der Sammlung des Materials war bereits begonnen“. Diese Arbeiten haben ihre Zentrale im „Jugoslavischen Ausschuß des internationalen Verbandes der Akademien“, der am Kopfe des Titelblattes des eben erschienenen ersten Blattes der archäologischen Karte von Jugoslawien steht.

Die topographische Grundlage bildet ein Blaßdruck der Spezialkarte des Jugoslawischen militär-geographischen Instituts im Maßstab 1:100 000, die der Karte des